

Das unheimliche Herz Amerikas

Die Fondation Beyeler in Riehen zeigt Edward Hopper. Fern des Klischees vom amerikanischen Realismus ist das Werk eines grossartigen, rätselhaften Künstlers zu entdecken, der viel mehr mit Surrealismus und Suspense zu tun hat als angenommen.

Mathias Balzer

Edward Hopper (1882–1967) ist eine Ikone der amerikanischen Malerei. Seine von Eisenbahnen und Strassen durchkreuzten Landschaften, vor allem aber seine einsamen, in die Leere blickenden Menschen haben die Wahrnehmung der USA nachhaltig geprägt.

Hopper hat sich im Alter kritisch über die abstrakte Malerei der Fünfzigerjahre geäussert. Auch deshalb wird er von jenen als Held des Realismus gefeiert, die in der Kunst ein Abbild der äusseren Wirklichkeit sehen wollen. Hopper als simplen Realisten zu bezeichnen, ist jedoch ein Missverständnis. Er ist zwar der populärste amerikanische Künstler, aber er ist auch der bekannteste Unbekannte. Das ist ab diesem Wochenende in der Fondation Beyeler in Riehen zu erfahren. Sie zeigt 66 Werke Hoppers, Ölgemälde, Aquarelle und Kohlezeichnungen.

Für Fans vorweg: «Nighthawks», die Bar der einsamen Nachtschwärmer, sein berühmtestes Bild, ist in Riehen nicht zu sehen. Vielmehr stellt die Schau Hoppers Landschaften ins Zentrum und eröffnet dadurch Einblicke in ein vermeintlich bekanntes, aber eigentlich überraschendes Werk.

Die Ausstellung folgt nicht einer zeitlichen Chronologie, sie setzt Themen: Verkehrswege, Felsen, Licht und Schatten, Schiffe und Leuchttürme, Menschen und Landschaft, Häuser, den Wald. Trotz dieser Struktur wird die Entwicklung des Malers erfahrbar.

Hopper arbeitete nach seiner Ausbildung zum Grafiker jahrelang als Werber. Im New Yorker Telefonbuch liess er sich als «Verkäufer» eintragen. Erst nach drei Europareisen, vor allem nach Paris, und nach zaghaften, harzigen Anfängen, begann sich der scheue Einzelgänger durchzusetzen. 1925, mit 43 Jahren erst, wagte er den Sprung und

widmete sich ausschliesslich der Kunst. Das war ein Jahr nach seiner Hochzeit mit der Malerin Josephine Nivison, die ihre eigene Karriere als Künstlerin derjenigen ihres Mannes opferte und ihn zeitlebens unterstützte.

Dieser Wendepunkt ist in der Schau bei Beyeler ablesbar. Ab Mitte der 1920er-Jahre entsteht die unverkennbare Hopper-Atmosphäre. Wie in der Dekade zuvor sehen wir vermeintlich einfache Motive: zwei weisse Häuser an einer Allee, ein Stellwerk vor dem Sonnenuntergang, eine Esso-Tankstelle an einer Kreuzung. Und doch ist alles ungewöhnlich, seltsam eingefroren, unheimlich aufgeladen oder melancholisch verstimmt.

Und nun lohnt es sich, genauer hinzuschauen. Was auf den ersten Blick als Realismus daherkommt, als Abbild der sozialen Misere während der Wirtschaftskrise oder als Feier der weiten Landschaft, entpuppt sich als etwas viel

rätselhafteres: Die beiden weissen Häuser an der Allee haben kein Gartentor und keine Tür. Der Strommast bei der Tankstelle, wie übrigens alle Strommasten bei Hopper, trägt gar keine Kabel. Die Wiese vor dem Haus, in dessen Türe eine junge Frau im Morgenmantel gegen den Horizont blickt, als ob sie jemanden erwarte – diese Wiese ist so unberührt, als sei sie überhaupt nie von einem Lebewesen betreten worden. Plötzlich steht der Betrachter nicht mehr vor realen Landschaften, sondern vor minuziös komponierten Szenarien, die an den Surrealisten Magritte denken lassen.

Der Maler des Unbewussten und Chronist der Strasse

Hopper selbst äusserte sich selten zu seinem Werk, und wenn, dann gab er sich kryptisch. Auf die Frage, um was es in diesen Bildern gehe, die angefüllt sind mit rostfarbenen Güterwagen, endlosen Strassen, allem Anschein nach leer stehenden Villen aus viktorianischer Zeit, antwortet der Maler: «I'm after me» – «Es geht um mich.» An anderer Stelle flunkert er: «Ich wollte Sonnenlicht auf die Seitenwand des Hauses malen.»

Dieser komplizierte, oft depressive Künstler, treuer, wenn auch oft streitender Ehemann einer zuweilen manischen Frau, zeigt in seiner Kunst sein Innerstes. Er malt zwar, wie er selbst sagt, «Asphaltstrassen in der brennenden Mittagssonne, Autos, die auf irgendwelchen gottverlassenen Abstellplätzen herumstehen, hinter allem die triste Ödnis unserer Vorstadtlandschaften». Er öffnet jedoch gleichzeitig ein Fenster ins Unbewusste. Seine Welt wird zum quälenden Rätsel wie in einem Film von David Lynch.

Dass Hopper seine Motive nicht bloss in langen Prozessen kunstvoll konstruierte, sondern auch Chronist mit Pinsel und Farbe war, das zeigen seine Kohlezeichnungen und Aquarelle. Viele davon entstanden auf ausgedehnten Autofahrten mit seiner Frau. Sie am Steuer, er, der 1,90 Meter grosse Hüne, auf dem Rücksitz. Es sind Schnapshots «on the road», lange bevor Jack Kerouac den endlosen Landstrassen der USA ein Monument setzte.

Edward Hopper: 26. Januar bis 17. Mai. Fondation Beyeler, Riehen.

Grosse Regisseure haben beim Maler abgesehen

Edward Hopper war ein leidenschaftlicher Kinogänger und liess sich von dieser Kunst inspirieren. Bereits seine Illustrationen, die er als Werbegrafiker entwarf, atmen den Geist des Stummfilms. Seine späteren Gemälde erinnern an Filmszenen, die den Betrachter die verstörende Existenz eines vergangenen oder kommenden Ereignisses spüren lassen.

Umgekehrt haben sich gerade Filmleute auf seine Ästhetik berufen. Alfred Hitchcock, der Meister des Suspense, war ein Hopper-Fan. So sehr, dass er und sein Szenograf Robert F. Boyle Hopper ein filmisches Denkmal setzten. Die geheimnisumwitterte Villa aus «Psycho» ist ein Nachbau von Hoppers «House by the Railroad».

Für die Stimmung im Film «Blade Runner» liess sich Ridley Scott von Hoppers Bild «Nighthawks» inspirieren. Die zweifelhaften Vorstadtidyllen und undurchdringlichen Wälder bei David Lynch könnten einem seiner Gemälde entnommen sein.

Auch Wim Wenders «Paris, Texas» kann als Hommage an Hopper gelesen werden. Die Fondation Beyeler hat den



«Two or Three Things I Know About Edward Hopper».

Bild: (Filmstill)

deutschen Regisseur nun eingeladen, einen Film zum Werk des amerikanischen Malers zu realisieren.

Für «Two or Three Things I Know About Edward Hopper» ist Wenders durch die USA gereist, um Motive aus seinen Gemälden zu rekonstruieren. Was er zurückbringt, ist ein 14-minütiger 3-D-Film, ein kleines Meisterwerk. Der Regisseur spielt mit der Vorstellung, was vor oder nach dem Hop-

per-Moment passiert sein könnte: Wie endet die Begegnung des jungen Paares auf der Veranda von «Summer Evening»? Was hat der Tankwart in «Gas» eben erlebt?

Wenders taucht seine Stummfilmszenen in ein hyperreales Kunstlicht und unterstreicht sie mit spannungsgeladenem, melancholischem Sound. Da haben sich zwei Meister des Rätselhaften gefunden. (bal)

Abheben und ziellos davontreiben

In seinem jüngsten Buch, «Palast der Stille», geht Hansjörg Schertenleib auf einer einsamen amerikanischen Insel auf die Suche nach sich selbst.

Er wolle «nicht länger effizient sein, strebsam, zwanghaft optimistisch und erfolgsorientiert», bekennt Hansjörg Schertenleib auf den ersten Seiten seines Buches über den Rückzug in den «Palast der Stille» auf Spruce Head Island im amerikanischen Maine. Weshalb es nur folgerichtig ist, dass die auf dem Vorsatzblatt aufgedruckte Mitteilung «Walden Pond, Massachusetts» zwar an David Henry Thoreau und sein 1854 erschienenes Hütten-Tagebuch «Walden» anspielt, dass Schertenleib aber der Versuchung widersteht, seine

Zivilisationsverweigerung mit Thoreau als Vorbild in die aktuelle Klimadiskussion einzubringen.

Das Cottage-Tagebuch, das er vorlegt, ähnelt «Walden» zwar in formaler Hinsicht, aber es geht ihm nicht darum, eine asketische, naturnahe Lebensweise als nachahmenswert zu propagieren. «Bleibt er in der Schweiz, geht er unter», heisst es von dem Schreibenden, der mal in der ersten, mal in der dritten Person von sich spricht, und was er nach drei Jahren Einsiedlerleben in seiner Fluchtose im amerikanischen

Wald anstrebt, ist eine radikal ehrliche Bilanz seiner menschlichen und schriftstellerischen Existenz.

«Wer eine Geschichte erzählt, erzählt immer auch von sich»

Es ist tiefster Winter mit grimmiger Kälte und tiefem Schnee auf der einsamen Insel, und der Erzähler ist damit beschäftigt, den Alltag in dem Cottage zu bewältigen, gegen die Kälte anzukämpfen, sich und die Katze Smilla zu ernähren und einen Pfad durch den

Schnee zu schaufeln, auf dem er schliesslich zu jenem Ausguck durchdringen kann, von dem aus er auf den Atlantik hinaus schauen kann. Von Menschen hält er sich ebenso fern wie seinerzeit im irischen Donegal, wo er 1996 bis 2005 mit Sabine Reber lebte: «Ich will nicht dazugehören, ich will meine Ruhe.» Auch wenn er die Umgebung mit wachem Blick beobachtet: sein Interesse gilt dem, was mit ihm passiert ist, seit er 1977 als Absolvent der Zürcher Kunstgewerbeschule zu schreiben begann und sich damit einer Art Grössenwahn aussetzte. Urs Widmer ermutigte ihn nach der Lektüre des selbstfabrizierten Erstlings «Somania», die Zürcher Unruhen von 1980 machten ihn zum Gesellschaftskritiker, im Künstlerhaus Boswil lebte er in einem «Warteraum des Todes». Der Roman «Das Zimmer der Signora» brachte ihm 1996 den Durchbruch,

aber vom Anspruch, den er «an das Abenteuer Schreiben» stellte, liess er sich nie abbringen: «Jedes Buch, das er fortan in Angriff nimmt, wird ihn in unbekanntes Gelände führen, in dem er sich verlaufen und verirren darf.» Jetzt, 2019 in Amerika, als er sich endlich zu seinem Ausguck durchgekämpft hat, weiss er: «Wer eine Geschichte erzählt, erzählt immer auch von sich. Wer schreibt, muss nicht nur aus der bodenlosen Tiefe an die Oberfläche tauchen, er muss ebenso untergehen können und ertrinken, um nach langen Schrecksekunden wieder zum Leben zu erwachen.»

Als wolle er dem Rückzug auf sich selbst nochmals entkommen, fügt Schertenleib in sein Tagebuch nicht nur die kuriosen Geschichten ein, wie er zu seinem Tisch und seinem Stuhl gelangte, sondern auch die Evokation von Schrecksekunden, die andere erlebten.



«Cape Cod Morning» ist eines der zahlreichen Meisterwerke Edward Hoppers, die in der Fondation Beyeler zu sehen sind.

Bild: Heirs of Josephine Hopper, Pro Litteris



Hansjörg Schertenleib. Bild: Getty Images

Wie der Soldat Karl Schilcher 1945 aus dem Trauma erwacht, in das ihn die Bordkanonen russischer Tiefflieger gestürzt haben, wie Amra Kadrić 1993 in Sarajevo von Scharfschützen erschossen wird, wie der Nigerianer Princewell das Scheitern seiner Flucht nach Europa verkraftet. Szenen, die in ihrer Drastik an «Die Namenlosen» von 2000

und deren blutrünstige Todesschwadron erinnern. Den letzten Text, und vielleicht auch die beiden anderen, will der Erzähler allerdings wieder löschen, denn: «Was weiss ich über Menschen, die, aus welchen Gründen auch immer, gezwungen sind, ihre Heimat zu verlassen?»

Das nahe Sterben macht die Menschen zivilisierter

Die Antwort auf diese Frage, die vieles in Frage stellt, was Schertenleib geschrieben hat, ist vielleicht dieses Buch und seine elegische Stimmung zwischen Vergangenheit und Tod, ist vielleicht die zuletzt wiederaufgenommene Erinnerung an die Zeit im Künstlerhaus Boswil, als ihm klar wurde, «wie zivilisierter es doch zugehen kann unter Menschen, die bald sterben und sich nicht länger fragen, wie man leben soll, da man doch um sein

Ende weiss.» So dass die Lebensbilanz in eine sanfte Resignation mündet, zuletzt doch die Nebensache zur Hauptsache wird und das Schnurren der Katze, der Wind in den Bäumen, die Schreie der Möwen, das lautlose Fallen des Schnees zur Quintessenz eines Buches werden, in dem sich Sätze finden wie «Der Rauch, der aus unserem Kamin steigt, ist das Seil, an dem das Cottage am Himmel hängt; liege ich lesend im Bett, spüre ich es schweben, je nach Buch stärker oder schwächer hin und her schaukeln, bis es, nach kurzem Zaudern, abhebt und ziellos davontreibt.»

Charles Linsmayer

Hansjörg Schertenleib: Palast der Stille. Reihe Gatsby. Kampa Verlag. 176 Seiten. ab 29. Januar im Buchhandel



Duo an der Spitze: Maier (Stefan Kurt, links) und Brockmann (Ulrich Tukur). Bild: Ascot Elite

Eine filmische Anklage

Die Fiktion «Jagdzeit» erzählt, wie der Top-Manager Joe Ackermann angeblich Kollegen in den Suizid trieb.

Der Schlüsselmoment. Alexander Maier am Boden, im Haus des Patrons der Walser AG, einem fiktiven Autozulieferer in der Schweiz. Ein letztes Mal versucht er, den alten Walser umzustimmen, die Firma doch nicht zu verkaufen. Der sonst so zurückhaltende Maier wird sogar handgreiflich. Dann bemerkt er: Der Patron ist nicht allein, die gesamte Chef-Etage ist versammelt und beobachtet, wie Maier die Fassung verliert. Maier selbst – als Finanzchef hat er eigentlich eine Schlüsselposition in der Führung der Firma inne – wurde fallen gelassen. Und nicht mehr eingeladen.

Dafür Hans-Werner Brockmann, der neue CEO, verantwortlich für den Abwärtssog, aus dem das Unternehmen und mit ihm Finanzchef Maier nicht mehr herausfinden.

Gestern hatte Sabine Boss' neuer Film «Jagdzeit» Premiere an den Solothurner Filmtagen. Die Regisseurin von «Der Goalie bin ig» zeichnet in ihrem Drama ein spannendes Porträt von Angestellten und Führungstypen in einem Industrieunternehmen nach. Und trifft den Büroalltag mit seinen Personalinformationen, dem Tratsch in der Kaffeepause und der geduckten Haltung vieler Wasserträger in Führungsetagen perfekt. Maier (passend verkörpert durch den Schauspieler Stefan Kurt) steht für den perfektionistischen, genauen Schweizer Finanzmenschen. Ihm, dem etwas bieder wirkenden Top-Manager, unterlaufen nie Fehler.

Doch Maiers Leben gerät aus den Fugen, als ihm der neue CEO vor die Nase gesetzt wird, der Deutsche Brockmann (gespielt von Ulrich Tukur), dem sein Ruf als «Turnaround-Manager» vorausseilt. Als bald stellt er den Laden auf den Kopf, der brave und rechtschaffene Maier verheddert sich in einem Machtkampf mit seinem neuen Vorgesetzten. Zudem wird ihm der familiäre Konflikt mit seiner Frau zu viel. Und er bringt sich um.

Der belastende Abschiedsbrief von Zurich-Manager Wauthier

«Basierend auf wahren Begebenheiten», steht zu Filmbeginn. Das ist für einmal nicht übertrieben, Sabine Boss liess sich von den Schlagzeilen über Manager-Suizide in der Schweiz mehr als bloss inspirieren: Auf den Suizid von Swisscom-CEO Carsten Schloter 2013 folgte im selben Jahr Pierre Wauthier, bis dahin Finanzchef beim Versicherungskonzern Zurich. Drei Jahre später folgte der Suizid von Zurich-CEO Martin Senn. Zwar betont Boss, verschiedene Fälle hätten sich zum Filmstoff verdichtet, doch das Drehbuch spiegelt den Machtkampf bei Zurich wider.

Jedenfalls wirkt Boss' Film wie eine Anklage gegen den damaligen VR-Präsidenten der Zurich, den schillernden Joe Ackermann. Der Schweizer hatte vorher die Deutsche Bank geleitet und war zur Zurich geholt worden. Zum Leidwesen des Finanzchefs Pierre Wauthier. «Ackermann war der schlechteste Vorsitzende, den ich je getroffen habe», schrieb Wauthier in seinem Abschiedsbrief und gab ihm die Schuld an seinem Selbstmord. Aussagen seiner Familie untermauerten dies. Nachzusehen im ARD-Dok «Verzweiflung eines Managers. Der Fall Wauthier».

Was also entspricht in Boss' gelungenem Film den sogenannten Begebenheiten? Mit dem Deutschen Brockmann wird natürlich auf Joe Ackermann angespielt, der ja gerade aus Deutschland kam. Das Magazin «Bilanz» zeigte im Herbst 2013 auf der Titelseite die Konterfeis Ackermanns und Senns und schrieb: «Ackermann gegen Senn. Das Zürich-Drama». Bei «Jagdzeit» vermischen sich die Konflikte mit Ackermann, in die erst Wauthier geriet und später Senn. Auch die «Bilanz» taucht auf – mit den Konterfeis von Brockmann und Maier und den Lettern «Machtkampf bei Walser».

Zudem erinnert Stefan Kurt, der den Finanzchef spielt, optisch an den etwas bieder wirkenden, bis zu seinem Tod «tadellos gekleideten» Senn (NZZ). Schliesslich betont Brockmann an einer Pressekonferenz im Film, dass ihn keine Schuld am Suizid seines Kollegen trifft. Und das fast wortgleich, wie es Ackermann tat, im wahren Leben.

Der heute 71-jährige Joe Ackermann hat in der Zwischenzeit alle seine Mandate abgegeben. Laut seinem ehemaligen Kommunikationsberater lebt er in Asien. Der Versuch dieser Zeitung, Ackermann auf den neuen Film über seine Rolle bei Zurich anzusprechen, fruchtete nicht.

«Wie geht Management by Crocodile?», fragt Maier im Film Brockmann. Die Antwort liefert Maier gleich selbst: «Bis zum Hals im Dreck stecken, aber das Maul weit aufreissen.» Eine Anspielung auf die Probleme bei der Firma und die lauthals geäusserten simplen Lösungen Brockmanns. Er reagiert mit einem gequälten Lachen zum ersten Mal bröckelt seine Fassade. Wie die Geschichte für Brockmann ausgeht, sei nicht verraten. Nur so viel: Hinter seine Fassade blicken wir noch ein zweites Mal.

Daniel Fuchs

«Jagdzeit» (CH 2019, 90 Min.); R.: S. Boss; am Mo. an den Solothurner Filmtagen, ab 20. Februar im Kino.